

Christine Beil

Der Erste Weltkrieg in deutschen Museen und Ausstellungen

Während zwischen 1914 und 1918 in beinahe jeder deutschen Stadt Kriegsausstellungen stattfanden, wurde der Weltkrieg nach der Niederlage Deutschlands von den staatlichen deutschen Museen im ersten Nachkriegsjahrzehnt aus ihren Räumen verbannt. Doch kann diese Vorgehensweise keineswegs mit einem bewußten Vergessen-Wollen gleichgesetzt werden. Dies macht das Beispiel des Militärmuseums „Zeughaus“ in Berlin deutlich, das durch eine gesuchte Ästhetik der Leere ein augenfälliges Zeichen setzte: Wo während des Weltkrieges zahlreiche Kriegsbeutestücke standen, ließen die Verantwortlichen nurmehr die leeren Sockel für die nach Kriegsende zerstörten und zurückgegebenen Waffen stehen. So erfolgte eine Mobilisierung des Gedächtnisses über bewusst gesetzte Leerstellen. Damit brachte die Museumsleitung ihre ablehnende Einstellung gegenüber den Siegermächten und den Bestimmungen des Versailler Vertrages unmissverständlich zum Ausdruck.

Konkurrenz erhielt die revisionistische Kriegsdeutung durch Ausstellungsmacher aus Kreisen der politischen Linken, die die Schrecken des Krieges und die Kritik am deutschen Militarismus in den Mittelpunkt ihrer häufig experimentell gestalteten Anti-Kriegsausstellungen stellten. Während es dem Pazifisten Ernst Friedrich in seinem Berliner Anti-Kriegsmuseum darauf ankam, die Gesellschaft in einem aufklärerischen Sinne gegen jeglichen Gebrauch von Gewalt zu immunisieren, nutzte der Rote Frontkämpferbund das Weltkriegsthema als politisches Kampfangument zur Selbstdarstellung und Mobilisierung seiner Anhänger gegen die Weimarer Republik. Friedrich wie der Frontkämpferbund bedienten sich hierzu modernster Darstellungsmittel aus der expressionistischen und dadaistischen Kunstszene: Sie kombinierten Montage- und Collagetechniken, *environments* und traditionelle Museumsmethoden und kontrastierten Ironie und Sarkasmus mit Schreckensszenarien. Obgleich diese nur geringe Wirkungen auf das politische Milieu der Weimarer Republik entfalteten, schufen sie mit ihren „Schockausstellungen“ eine fortwirkende Präsentationsform, auf die noch in den 1970er Jahren Ausstellungsmacher und Künstler aus der westdeutschen Friedensbewegung rekurrierten, als sie gegen Atom- und Aufrüstungspolitik demonstrierten.

Abgelöst wurde das pazifistische Kriegsbild Ende der 1920er Jahren, als national-konservative und nationalsozialistische Ausstellungsmacher mit sogenannten Erlebnisausstellungen die museale Erinnerungskultur des Weltkriegs für sich beanspruchten. Diese banalisierten und verherrlichten den Krieg, indem sie ihn beispielsweise als Miniaturkrieg mit Zinnsoldaten und mittels bunter Lämpchen auf Schlachtfeldmodellen nachstellten. Dabei leistete die Trivialisierung zugleich einer Mythisierung des Krieges Vorschub. Das Kriegserlebnis wurde von seinen schrecklichen Seiten gleichsam gereinigt, und konnte fortan in Form von Schlachtenmythen und der Heroisierung der Soldaten Eingang in das kulturelle Gedächtnis der deutschen Gesellschaft finden. Dieses Kriegs- und Soldatenbild, das sich seit Anfang der 1930er Jahre erneut in den neu eingerichteten Weltkriegsabteilungen der Militärmuseen fand, kann als Teil einer politischen Kultur gesehen werden, die der faschistischen Mentalität den Boden bereitete. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten brach die pluralistische Gedächtnispolitik der Weimarer Republik endgültig ab. Während der Zeit des NS-Herrschaft waren Ausstellungen schließlich nurmehr ein Medium unter vielen, das die Machthaber als eine propagandistische Plattform nutzten, um die Menschen auf den nächsten Krieg einzustimmen. Auch das Militärhistorische Museum in Berlin stellte sich ganz in den Dienst der staatlichen Wehrpropaganda. Dabei gingen moderne, auf eine Ästhetik der Sachlichkeit ausgerichtete Präsentationsweisen mit revanchistischen und antidemokratischen Inhalten Hand in Hand.